

Für seine Bewerbung bei der Studienstiftung im Juni 1951 verfasste der damals 22-jährige Hans Magnus Enzensberger einen Lebenslauf, der noch heute Bestandteil seiner „Stipendiatenakte“ ist und den wir mit freundlicher Genehmigung des Autors hier in Auszügen publizieren.

Ich bin am 11. November 1929 zu Kaufbeuren im bayerischen Allgäu geboren und wenige Tage später daselbst katholisch getauft. Nach einigen Jahren wurde mein Vater, der Diplomingenieur und Fachmann für Fernmeldetechnik ist, als höherer Postbeamter nach Nürnberg versetzt. An die Stelle jenes großen, summenden Gartens, der in Kaufbeuren mein Teil war und in den mein frühestes Erinnern zurückreicht, trat die alte, unversehrte Stadt mit ihren Gräben, Mauern und Türmen.

Aus dieser Zeit weiß ich noch, daß ich von einer sehr starken Neugier beherrscht war. Ich hörte, wenn wir Gäste hatten, gern den Erwachsenen zu und versuchte aus ihren Reden, wenn sie mir auch häufig ungereimt erschienen, etwas zu erfahren. Auch ihr Umgang mit beschriebenen und bedrucktem Papier reizte mich, und mit Hilfe eines Kalenders, einer Wandtafel und vielen bunten Kreiden fand ich endlich heraus, was es damit auf sich hatte. Zum Lohn schenkte mir mein Vater einen dicken Band mit den Märchen der Brüder Grimm. Mein größter Ärger war es, dass ich am Abend früh zu Bett geschickt wurde. Darauf aber bestand meine Mutter, der ich es damals nicht leicht machte, denn ich war ein eigensinniges Kind, nicht anders als meine Brüder Christian und Martin, die in den Jahren 1931 und 1936 zur Welt kamen.

Zu Ostern 1936 kam ich in die Volksschule. Ich langweilte mich sehr, weil ich schon lesen und schreiben konnte und weil dort alles sehr langsam ging. Nur die „Heimatkunde“, eine Art von Umwelt-Betrachtung mit historischem Einschlag, gefiel mir ungemein. Vier Jahre darauf trat ich in die Oberschule am Lauferschlagturm (das frühere Melanchton-Gymnasium) ein.

Inzwischen hatte der Krieg begonnen, von dem ich mir keinerlei Vorstellung machen konnte, mein Vater ging als Nachrichtoffizier nach Frankreich, und ich selbst kam in die Hitler-Jugend. Ich haßte den Dienst, natürlich nicht aus politischer Einsicht heraus, sondern weil mir der ganze Betrieb überflüssig schien und weil mir der Ton in den Einheiten unsympathisch war. Auch der Einfluß meines Vaters mag eine Rolle gespielt haben, wie ja für mich alles, was er sagte, ausschlaggebend war.

In diesen Jahren erwachte auch der Lesehunger zu seiner vollen Stärke. Ich las eine Weile von der Reisebeschreibung bis zum Schäferroman alles, was mir in die Hände fiel, um dann allmählich, gewissermaßen *by trial and error*, zu entdecken, was brauchbar war und was nicht. Darin, wie in allen Stücken, ließen mir meine Eltern große Freiheit, mit der ich auf diese Weise frühzeitig umzugehen lernte. Dieses ruhige Leben wurde aber bald von den Sirenen des Luftkrieges gestört, sodaß mein Vater (der vom Felde zurückgekehrt war) im Jahre 1943 beschloß, meine Mutter mit uns drei Kindern auf das Land zu schicken. Wassertrüdingen am Hesselsberg, ein kleines Nest im fränkischen, wurde für sechs Jahre unser Wohnsitz.

1944 kam noch, als jüngster, mein Bruder Ulrich an, und ich fühlte mich in dieser schweren Zeit schon in gewisser Weise verantwortlich für die zahlreiche und sechs Tage in der Woche vaterlose Familie. In die Schule fuhr ich damals nach Gunzenhausen mit der Bahn. Auch damit hatte es ein Ende, als wir im Winter 1944/45 zu Schanzarbeiten an den Westwall befohlen wurden. Kaum nach Hause zurückgekehrt, erreichte mich die Einberufung zum „Wehrrtüchtigungs-Lager“, was die Eingliederung in den Volkssturm bedeutete. Die chaotischen Verhältnisse dieser Zeit des Zusammenbruches haben einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht.

Mit Hilfe unerschrockener Freunde konnte ich mich der Gefangenschaft entziehen und nach Wassertrüdingen zurückkehren. In unserem Städtchen hatten sich erst amerikanische, dann auch englische Einheiten einquartiert, mit denen der Stadtrat nicht zu verhandeln wußte. So wurde ich Dolmetscher, eine Tätigkeit, die ich, so lange die Schulen geschlossen waren, ausübte und die für die schwierige Frage der Ernährung einer vierköpfigen Familie wenigstens Teillösungen möglich machte.

In meiner freien Zeit entdeckte ich in diesen Monaten das Denken, Dichten und Bilden einer Welt, von der wir bisher gänzlich ausgeschlossen waren, ja, erst eigentlich in diesem Jahr gewann ich ein wirkliches Verhältnis zur Dichtung. In einem kleinen Kreis von Gleichgesinnten, unter denen auch ein englischer Freund war, versuchten wir die neue Fülle zu ordnen, lasen Trakl und Bruckner und diskutierten die „Falschmünzer“ und den „Steppenwolf“.

Anfang 1946 öffnete die Oberschule in Nördlingen ihre Pforten wieder, und ihr blieb ich bis zum Abitur treu. Im Sommer 1949 schrieb ich eine Weile für unser Provinzblättchen, teils, weil es mir Spaß machte, teils, um meinen Finanzen aufzuhelfen. Nach bestandener Reifeprüfung fuhr ich im Herbst nach Großbritannien, besuchte meine Freunde dort, ging segeln, steckte tagelang im British Museum und gewann einigen Einblick in englisches Theater und Ballett.

Inzwischen hatte mein Vater den Schematismus der Denazifizierung überstanden, nicht ohne einige Ungerechtigkeiten zu erfahren, und unsere Nürnberger Wohnung, bei einem Luftangriff 1944 schwer beschädigt, war wieder instandgesetzt worden.

Seit dem Herbst 1949 lebt unsere Familie endlich vereint, wieder in Nürnberg. Im November dieses Jahres begann ich in Erlangen mit dem Studium der Germanistik und Philosophie. Nach zwei Semestern ergab sich eine Möglichkeit, ein Semester in Hamburg zu verbringen, die ich gerne wahrnahm. Im Frühjahr 1951 machte ich eine Reise durch Frankreich und die Schweiz, wobei sich große äußere Anspruchslosigkeit mit weitreichenden Interessen durchaus vertrug. Nächste dem unvergesslichen Paris und der ersten Berührung mit der mittelländischen Welt waren es vor allem Klöster und Kirchen, die ich liebte. Seit meiner Rückkehr nach Nürnberg besuche ich wieder die Universität Erlangen.

Diese ersten Studienjahre waren reich an Problematik. Reines Spezialistentum kam für mich als Lösung nicht in Betracht. Auch wenn enzyklopädisches Wissen nicht mehr möglich ist, bleibt die Verpflichtung zur Universität bestehen. Als sinnvollste Methode erschien es mir daher, mit der Errichtung von Stütz- und Messpunkten zu beginnen, kleiner, wohl begründeter Inseln, von denen aus ein festes Urteil überhaupt erst möglich sein wird. Dabei sind jene Punkte auszuwählen, denen in geschichtlichen Augenblicken erhöhte Bedeutung zukommt. Als größte Vorbilder dieser Methode möchte ich Blaise Pascal und Ernst Jünger nennen, zwei Autoren, die von großem Einfluß auf mich gewesen sind.

Die günstigsten Bedingungen für eine spätere Wirksamkeit scheinen mir in der Publizistik vorzuliegen. Zum Berufsziel habe ich mir demnach gesetzt, Feuilleton-Redakteur an einer Tageszeitung zu werden. Dabei möchte ich die Möglichkeiten des Rundfunks und des Fernsehens im Auge behalten. Besonders stark ist mein Interesse am Theater, und ich würde über meine Mitarbeit bei einer Studiobühne hinaus gerne Theaterwissenschaft treiben, ein Studium, das in Erlangen aber nicht möglich ist, während meine Verhältnisse mir einen Wechsel des Hochschulortes nicht gestatten. [...]

Nürnberg, im Juni 1951